

Barbara Kühnlenz

# DER TRAUERGE NUSCKNACKER

Weihnachtserzählungen



Barbara Kühnlenz

# **Der traurige Nussknacker**

Weihnachtserzählungen

LESEPROBE



© 2013 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2013

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Barbara Kühnlenz

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-0958-5

Großdruck: ISBN 978-3-8459-0959-2

eBook epub: ISBN 978-3-8459-0960-8

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-0961-5

Sonderdruck: Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzukaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



AAVAA  
VERLAG

The logo for AAVAA Verlag features the word 'AAVAA' in a large, bold, serif font. A horizontal line is positioned above the letters 'A', 'V', and 'A'. Below the word 'AAVAA', the word 'VERLAG' is written in a smaller, all-caps, sans-serif font.

## Der traurige Nussknacker

Es war einmal. So fangen alle Märchen an. Aber ist diese Geschichte wirklich ein Märchen, obwohl sie sich vielleicht wie ein solches anhören mag?

Es war einmal in einem Land, das es heute nicht mehr gibt, in dem lebte vor langer Zeit ein Holzbildhauer, der Jahr für Jahr Räuchermännchen und Nussknacker schnitzte. Schweren Herzens verkaufte er jedes seiner Kunstwerke, weil er, genauso wie in der jetzigen Zeit, seine Familie ernähren musste.

Doch seine Kunstwerke waren in seinem Land, wie vieles andere, Mangelware. Sie wurden nicht in einem Schaufenster ausgestellt, damit Menschen sie zur Weihnachtszeit bewundern und auch kaufen konnten, sondern sie wurden unter dem Ladentisch versteckt. Nur hin und wieder, meistens nach Ladenschluss, wurden sie auserwählten, meistens bekannten Kunden des Verkäufers angeboten. So geschah es auch in der Vorweihnachtszeit, in der der Nussknacker geschaffen wurde, von dem hier erzählt wird.

Seine Kameraden mit der Gestalt der Bergmänner fanden schnell einen Besitzer, bei dem sie das feierlichste Fest der Menschen im Jahr erleben durften. Nur für diesen Nussknacker entschied sich niemand, obwohl er stets mit einem seiner Kameraden angeboten worden war. Schließlich blieb nur er übrig und vernahm in seiner Schachtel Tag für Tag die Stimme des Verkäufers, die wiederholt im Tonfall, halb entschuldigend, halb mitleidig, auf die Frage der Kunden nach Nussknackern erwiderte: „Nussknacker? Tut mir leid. Das Kontingent. Sie wissen ja.“

Da wollte der Nussknacker am liebsten laut rufen, dass das eine Lüge sei, denn er war doch noch da, rechtzeitig zum Fest, von dem ihm sein Meister vorgeschwärmt hatte. Bedauerlicherweise vergaß dieser, ihm eine Stimme zu geben. Deshalb musste er stumm bleiben. Auch hätte er sofort vor Wut mit den Füßen gestampft, aber sie hafteten untrennbar an einem runden, schweren Holzklotz. Deswegen war er dazu verdammt, reglos in seinem Gefängnis aus Pappe auszuharren und weiter mit anzuhören, wie er verleugnet wurde. Darüber war der Nussknacker nicht nur aufgebracht, sondern auch todunglücklich. Wehmütig dachte er an die Spielzeugwerkstatt und an seine Kameraden mit den Kleidern ganz in Rot und mit den schwarzen Kappen der Bergleute auf dem Kopf, mit denen er gemeinsam hier angekommen war. Ihm hatte der Meister eine andere Gestalt gegeben, auch mit anderen Farben bemalt und ihm immer wieder eingeredet, dass er etwas Besonderes unter seinesgleichen sei. Wie hatte er damals in der Spielzeugwerkstatt auf seine Kameraden wegen ihres eintönigen Aussehens herabgesehen!

Und nun?

Nun war er übrig geblieben und fühlte sich ohne sie einsamer denn je.

Eines Tages flüsterte der Verkäufer doch tatsächlich Kunden auf die Frage, ob es noch Nussknacker gäbe, zu: „Endlich kommt Ihr. Einen konnte ich aufheben.“

Er stellte die Schachtel des Nussknackers unsanft auf den Ladentisch, entfernte den Deckel und wickelte ihn aus dem Seidenpapier aus. Licht überflutete den unglücklichen Nussknacker, und er blickte geradewegs in zwei Augenpaare, die ihn neugierig betrachteten.

Er bemühte sich, so beeindruckend wie möglich auszusehen, denn zwei blaue Augen, von schwarzen Locken umrahmt, schenken ihm ein Lächeln, von dem ihm vor Glückseligkeit ganz warm zumute wurde. Für den Bruchteil eines Augenblicks ruhte dieses Lächeln auf ihm. Auf einmal verdrängte es ein Schatten aus Enttäuschung, und die blauen Augen büßten etwas

von ihrem Glanz ein. Auch bei dem Wesen daneben, das ein klein wenig seinem Meister ähnelte, erlosch die freudige Erwartung im Gesicht, und es kritisierte: „Wie sieht der denn aus! Ein Musketier als Nussknacker? Wohl ein bisschen daneben geraten. Nein. Wir dachten da eigentlich an einen Bergmann. Nicht wahr, Klärchen?“

Da schämte sich der Nussknacker wegen seines Aussehens. In Gedanken verfluchte er seinen Meister, dass er ihn so gestaltet hatte. Als aber Klärchen in seinen Kummer hinein entgegnete: „Ja schon, aber der ist doch auch hübsch, mal was anderes“, da schöpfte der Nussknacker wieder Mut, und sein Herz schlug leidenschaftlich für Klärchen. Die ihm inzwischen verhasste Stimme des Verkäufers mischte sich ein: „Die anderen waren leider alle bestellt. Wenn Ihr den nicht wollt, mein Nachbar nimmt ihn mit Kusshand.“

Da hätte der Nussknacker vor Erbitterung über diese Lüge abermals liebend gern mit den Füßen aufgestampft, denn er wusste es besser.

Seine Kameraden waren nur an solche Kunden verkauft worden, die zum Preis noch einen Geldschein zugegeben hatten. Das hatte der Nussknacker wohl mitbekommen, aber er hielt sich trotz besseren Wissens besonders aufrecht. Klärchen schaute ihn nun voll Entzücken an und behauptete hastig: „Nein, nein, so war das nicht gemeint.“

Ohne ihren Blick von ihm zu lösen, bettelte sie dieses Wesen an ihrer Seite an: „Bitte, Franz, bitte.“

Der Franz lächelte Klärchen an und knurrte: „Na gut. Wenn du ihn unbedingt möchtest.“

Er zog sein Portemonnaie aus der Hosentasche. Als er zu dem verlangten Preis noch ein Geldstück dazugab, fühlte sich der Nussknacker seinen Kameraden, den Bergmännern, ebenbürtig. Franz bedankte sich fürs Zurücklegen, und Klärchen strahlte ihn an. Der Nussknacker schwor ihr im Freudentaumel ewige Treue. Der Verkäufer wickelte ihn wieder in das Seidenpapier, packte ihn in den Karton und der Deckel nahm ihm das Licht.

Als er später erneut das Tageslicht erblickte, befand er sich in einer warmen Stube. Klärchen stellte ihn auf den Tisch und bewunderte seinen braunen Hut mit der breiten Krempe und der Feder darauf. Sie pendelte seinen Säbel, der an seiner rechten Seite hing, hin und her und lobte seine braunen Stiefel, die vorzüglich zu seinem grünen Kleid und den himmelblauen Augen passten. Da fühlte sich der Nussknacker wahrhaftig wie ein König und vergab seinem Meister.

Am Abend zerrte Franz ein mit grünen Nadeln besetztes Ungetüm in die Stube, dessen Duft zu dem Nussknacker strömte. Er erkannte ihn sofort. So roch die Rauchfahne, die aus den Nasenlöchern der Räuchermännchen stieg, wenn sein Meister sie auf ihre Tauglichkeit testete. Diesen Duft nannte er „Tanne“.

Franz steckte den Stamm des Ungetüms in einen eckigen Metallständer, zog die an der Seite befindlichen Schrauben fest und stellte das Ganze auf einem niedrigen, runden Tisch. Danach behängten Franz und Klärchen das nadlige Ungetüm mit allerlei buntem Flitter, verteilten ringsum kleine Kegel aus Glas und steckten auf die Spitze einen silbernen Stern. Unter einem der Zweige ganz vorn erhielt der Nussknacker seinen Platz. Auf einmal erinnerte er sich, dass sein Meister von einem Tannenbaum gesprochen hatte, unter dem er einmal stände, wenn die Menschen ihr Fest, das sie Weihnachten nannten, feierten. Nun war es soweit, und er bebte innerlich vor Freude.

Als am nächsten Abend die Kegel aus Glas hell leuchteten und wundersame Düfte die Wohnung erfüllten, begann für den Nussknacker eine wunderbare Zeit.

In der Dämmerung spielte Franz auf seiner Geige Weihnachtslieder, und Klärchen sang dazu. In solchen Momenten kannte der Nussknacker vor Glückseligkeit nichts Begehrntes. Wenn hin und wieder Besucher ihn, den einstmals niemand haben wollte, bewunderten, schwoll seine Brust im Innern vor Hochgefühl. Oft strich Klärchen über seinen Federbusch am Hut, rückte seinen Säbel gerade und schaute ihn geradezu verliebt an. Dem Nussknacker tat das alles so ungemein wohl. In solchen Augenblicken stand er noch kerniger, noch majes-

tätischer und genoss mit Würde. Obwohl ihm die Füße manchmal in dem Holzklotz vor Unbeweglichkeit schmerzten, hielt der Nussknacker tapfer durch und schwor, für Klärchen weder zu wanken, noch zu weichen, für immer und ewig.

Eines Tages geschah etwas, das der Nussknacker nicht verstand. Franz entfernte die bunte Dekoration von dem Tannenbaum und schleppte ihn unsanft aus der Stube. Dabei verlor dieser beinahe sein gesamtes Nadelkleid. In Gedanken verhöhnte der Nussknacker zunächst den nunmehr kahlen, braunen Strunk. Er dachte, dass ihm so etwas nie passieren könne und glaubte, Franz werde extra für ihn einen anderen, einen noch herrlicher duftenden Tannenbaum herbeischaffen. Doch noch inmitten seiner Erwartung wurde auch er gepackt, in seinen Karton gelegt, und es wurde dunkel um ihn.

Lange sehnte er Klärchen, das Licht und all den weihnachtlichen Flitter herbei, aber seine Wünsche erfüllten sich nicht. Da glaubte er, Klärchen habe ihn vergessen und verharrte in tiefer Schwermut, bis sich eines Tages das verloren geglaubte Wunder unterm Baum wiederholte und der Nussknacker abermals überglücklich war.

Mit den Jahren lernte er, dass dieses Fest der Liebe und des Friedens mit den Wohlgerüchen aus Tannenduft, Zimtsternen und Bratäpfeln viel zu kurz war. Die längste Zeit verbrachte er in seinem Pappkarton und gewöhnte sich an, diese für ihn trostlose Zeit mit der Gewissheit auf das kommende Fest zu verschlafen.

Als es wieder einmal soweit war, bekam er, wie üblich, seinen Platz unterm Baum. Aber was war das? Der Duft, der unverkennbare Duft nach Tanne, der fehlte. Da glaubte der Nussknacker, er sei an der Nase erkrankt, wie Klärchen im Jahr davor, als sie dauernd ihre Nase in ein Tuch steckte, kräftig hinein blies und unentwegt jammerte, sie rieche nichts mehr.

Aber er roch doch den Braten, die Zimtsterne, die Bratäpfel und alle anderen weihnachtlichen Köstlichkeiten.

Hatte der Franz etwa einen kranken Baum gebracht?

Als er über die Ursache des verloren gegangenen Duftes nachdachte, geschah noch etwas anderes, etwas, das ihn ungemein schmerzte. Franz stellte ihn nicht, wie gewohnt, vorn unter den Zweig, sondern unter einen ganz hinten. Auch Klärchen bedachte ihn nur kurz mit einem beinahe abfälligen Blick. Statt ihn zu bewundern, wie jedes Jahr, hob sie aus einem grellbunten Karton eine Figur, deren Kleid und Haare aus Gold zu sein schienen. Ihre Locken hingen wie Spiralen vom Kopf herab.

Als der Nussknacker in das Gesicht der Goldgelockten schaute, erging es ihm wie damals, als er Klärchen zum ersten Mal erblickt hatte. Er vergaß seinen Unmut über die Zurücksetzung und den abhandengekommenen Tannenduft. Sein Herz schlug bis zum Hals, und seine Beine wären vor Aufregung umgeknickt, wenn sie nicht fest im Klotz verankert gewesen wären. Er vergaß sogar Klärchen, die bis zu diesem Zeitpunkt für ihn der Inbegriff aller Herrlichkeit gewesen war. Er konnte nur noch zu der Goldgelockten schauen.

Klärchen drehte an einem Gestell, auf dem die Füße des blond gelockten Geschöpfes ruhten, und stellte sie nicht weit von dem Nussknacker entfernt unter den vorderen Zweig des Baumes ohne Duft. Sogleich ertönte die Melodie eines Liedes, das der Nussknacker besonders liebte. Klärchen sang es oft während dieser wundervollen Zeit, und, oh Wunder! das Geschöpf drehte sich anmutig dazu, immer im Kreis, immer rundherum.

Dem Nussknacker zuckte es in den Beinen. Leidenschaftlich gern wollte er mit ihr tanzen, aber seine Füße steckten unbeweglich in diesem Klotz. Immer wieder zog Klärchen das Gestell auf, und immer wieder ertönte die liebliche Weise, und immer wieder tanzte die Schöne kokett im Kreis. Klärchens Augen glänzten so, wie damals, als sie sich für den Nussknacker entschieden hatte, aber das war lange her.

Obwohl er das goldgelockte Wesen vom ersten Augenblick an verehrte, beleidigte ihn Klärchens Verhalten. Wenn jedoch die Besucher von einst nun nur noch die Schöne bestaunten und sich erkundigten: „Wo habt ihr denn dieses Prachtexemplar von Engel her?“, bedrückte

das den Nussknacker weniger, denn er gestand sich ehrlich ein, dass sie die vollkommene Anmut war. Wenn jedoch der eine oder andere Gast abfällig bemerkte: „Ach, den habt ihr noch“, dabei auf ihn wies und erklärte: „Da gibt es doch jetzt viel Schönerer“, wurde ihm elend zumute.

Aber das war alles nichts gegen die Traurigkeit, die ihn befiel, wenn er an den Hochmut der Goldgelockten dachte. Trotzdem er jetzt ihren Namen wusste, nannte er sie weiter die Goldgelockte. Einen Engel stellte er sich nicht so eingebildet vor. Selbstgefällig tanzte sie, schenkte ihm keinen Blick, so sehr er sie auch anhimmelte. Wenn sie hin und wieder am Ende ihres Tanzes zufällig so stehen geblieben war, das sie sich direkt in die Augen sehen konnten, war der Nussknacker außer sich vor Glückseligkeit.

Aber sie?

Sie ruckte solange, bis er nur noch ihren Rücken sah. Gar zu gern wollte er ihr zulächeln. Sogar sein Durchhaltevermögen hätte er für nur einen Blick von ihr, der nur ihm galt, aufgegeben. Von ihr ging die gleiche Verachtung aus, die er vor Jahren von etlichen Kunden im Geschäft wegen seines Andersseins erfahren hatte. Nun wünschte er sich wieder nichts sehnlicher als die Gestalt seiner Kameraden, den Bergmännern mit den roten Kleidern und den schwarzen Kappen. Vielleicht hätte sie ihm dann die ersehnte Beachtung geschenkt.

Wenn den Nussknacker solche Gedanken überfielen, wollte er sich am liebsten vor Kummer totweinen. Doch sein Verstand sagte ihm, dass er sie dann überhaupt nicht mehr sehen könne. Deshalb ertrug er ihre Schmähungen wie Franz, wenn Klärchen ihn zu Unrecht gemaßregelt hatte. Der Nussknacker hoffte auf bessere Zeiten und blieb das, was er sein wollte: ein standhafter Musketier.

Als wieder einmal die Weihnachtszeit vorbei war, legte ihn keiner in seinen Karton zurück. Franz nahm ihn in seine Hände, drehte ihn mehrmals hin und her und fragte: „Klärchen, was findest du denn bloß noch an dem? War doch damals sowieso nur ein Verlegenheitskauf. Dieser ist wahrhaftig reif für den Müll. Heute gibt es die Richtigen, diese Bergmänner, in Hülle und Fülle.“

Davor ängstigte sich der Nussknacker sehr. Er setzte all seinen Charme ein, um Klärchen zurückzugewinnen, obwohl ihre einst so schwarzen Locken die Farbe verändert hatten. Ihr Gesicht glich durch unzählige Falten auch nicht mehr dem, das er einmal angebetet hatte, und der Glanz ihrer Augen war trüber geworden. Klärchen betrachtete den verzweifelten Nussknacker und blickte danach ihren Franz an: „Hast ja recht. Arg ramponiert ist er schon, aber er stammt von früher. Weißt du noch ...?“

Dabei seufzte sie tief auf und verlor sich, wie es schien, in Erinnerungen. Doch schon bald verkündete sie: „Ich lackier' ihn einfach. Dann sieht er wieder tadellos aus.“

Als der Nussknacker das vernahm, wollte er sie wieder einmal vor Seligkeit küssen, so wie Franz, wenn sie sich nach unnötigem Streit versöhnten. Da ihm das nicht möglich war, ertrug er die nachfolgende Prozedur, als sei er ein Musketier in der Blütezeit seiner Jugend. Klärchen scheuerte ihm den brüchigen Lack mit Sandpapier ab und bemalte ihn mit Farben, die übel rochen. Doch dem Nussknacker war alles recht, wenn er bloß weiter bei Klärchen und in der Nähe der Goldgelockten bleiben durfte.

Als er sich später zufällig im Spiegel erblickte, erschrak er vor Freude. Sein einst grüner Musketierrock leuchtete im makellosesten Rot. Sein ehemals brauner Hut, jetzt ohne Federbusch, und seine Stiefel glänzten pechschwarz. Das Blau seiner Augen frischte Lack auf, sodass sie strahlten wie ein wolkenloser Himmel. Nur sein Säbel fehlte, aber die Bergmänner besaßen auch keine Waffe. Der Nussknacker empfand sich selbst als bezaubernd und hoffte inbrünstig, der Goldgelockten doch noch imponieren zu können.

Er irrte sich. Sie blickte auch in den folgenden Jahren an ihm vorbei. Er beneidete die anderen Nussknacker, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunahm, und die der Schönen näher sein durf-

ten als er. Obwohl er nun annähernd standesgemäße Kleidung trug, wurde er von keinem mehr beachtet.

Trotz allem verzehrte er sich noch immer nach der Goldgelockten, die ihn so schnöde behandelte, und bildete sich fest ein, irgendwann mit ihr glücklich werden zu können.

Und tatsächlich. Eines Tages geschah etwas Seltsames. Kurz nach Weihnachten, zu ungewöhnlicher Zeit, landete er in seinem Karton unsanft auf irgendetwas Hartem. Durch die Wucht des Aufpralls löste sich der Deckel, und der Nussknacker glitt auf den Fußboden. Im Nu erwachte er aus seinem Tiefschlaf, denn deutlich vernahm er dicht neben sich die Melodie seiner Angebeteten. Wie verzerrt, wie unrein klang ihr Lied! Der Nussknacker litt, denn er dachte, jemand füge ihr ein Leid zu. Er wollte ihr zu Hilfe eilen, aber der Klotz hielt noch immer seine Füße gefangen. Deshalb musste er sich fügen und blieb stumm und regungslos wie eh und je.

Plötzlich nörgelte über ihm eine tiefe Stimme: „Warum rast Franz, dieser Idiot, auch mit so einer Schrottkiste bei Schnee über die Landstraße, als wolle er ein Rennen gewinnen. In seinem Alter! Peng! Aus und tschüss. Nun müssen wir nicht nur die Wohnung räumen, sondern auch noch diesen Plunder entsorgen.“

Eine Pranke von Hand griff den Nussknacker und drehte ihn hin und her. „Was ist denn das für einer?“, fragte der Fremde erstaunt. Genauso irritiert, wie er den Nussknacker betrachtete, blickte dieser in das Gesicht des Unbekannten. Vom Kopf hing langes, strähniges Haar, seine Oberlippe zierte ein Schnauzer und stechend graue Augen musterten ihn. Auf einmal wandte er seinen Blick zu dem Karton am Fußboden. „Hör mal!“, sagte er und las laut, „Nussknacker vom VEB ...“, brach ab und bewertete das soeben Vorgelesene: „Son Ossikram!“

Das Wesen neben ihm ähnelte der Goldgelockten, die sie gerade in der Hand hielt. Sie spottete: „Typisch Tantchen mit ihrer Gefühlsduselei. Alles aufheben. Son Tinnef! Die anderen Nussknacker und das Weihnachtszeug bringen ja noch Kohle auf dem Trödelmarkt. Aber die beide? Weg damit!“

Der Fremde bückte sich und öffnete die Ofentür. Das Loch erhellte Feuersglut. Ehe der Nussknacker sich besinnen konnte, wurde er Hals über Kopf in diese ungeheure Hitze geschleudert. Sekunden später flog etwas auf ihn und gab schaurige Töne von sich. Er erkannte dennoch die Melodie, nach der die Goldgelockte jahrelang nicht weit weg von ihm kokett getanzt hatte. Glut kräuselte ihr Haar und lodernde Flammen leckten ihr das Kleid gierig vom Körper. Sie drückte sich schutzsuchend an ihn, der jetzt selbst lichterloh brannte. Später fügte sich ihre Asche innig zusammen, als wären sie immer ein unzertrennliches Liebespaar gewesen, beinahe wie im Märchen, wenn es denn ein solches gewesen wäre.

Oder war es doch eins? Etwa ein Deutsch - Deutsches?



## Der Weihnachtsurlaub

Der erste Advent war ein Wintertag, an dem jeder die Wärme besonders schätzte. Seit dem frühen Morgen wirbelten Schneeflocken durch die Luft. Am Nachmittag steigerte sich der Wind zu einem heftigen Sturm, der die weiße Pracht gegen die Fenster peitschte. Besorgt schaute Irma in das Inferno, wandte jedoch schnell den Blick zu dem festlich gedeckten Tisch und ein zufriedenes Lächeln huschte über ihr Gesicht.

„Wim, Flori, es gibt Kaffee.“

Dieser Ruf lockte im Nu ihre beiden Männer, den großen und den kleinen, herbei, denn sie liebäugelten bereits seit dem Vormittag mit dem Rosinen-Mandelstollen und den gefüllten Lebkuchen. Als Irma sie am Tag zuvor gebacken hatte, ließen sie sich kaum bremsen, zu sehr reizte sie ihr Appetit. Auch während der Morgenstunden verscheuchte Irma hin und wieder eine von den beiden Naschkatzen. Trotzdem erwischte sie Flori, der mit dem Finger über den Puderzucker des Stollens strich und Rosinen aus der Seite pullte. Wim dagegen stibitzte trotz Irmas Wachsamkeit eins von den mit Kirschmarmelade gefüllten Lebkuchenherzen. Jetzt saßen die beiden Leckermäuler am Tisch, und jeder griff sich sein Lieblingsgebäck.

„Toll, Mutti, schmeckt super!“, quetschte Florian durch seinen mit Stollen vollgestopften Mund.

„Iss langsam, Flori! Es nimmt dir keiner was weg“, ermahnte sie den Sohn, biss selbst von ihrem Stück Stollen ab und verzehrte genüsslich die weihnachtliche Köstlichkeit. Bevor sie einen von den Lebkuchen nahm, sagte sie: „Apropos, da wir gerade beisammen sind, können wir gleich über unseren Weihnachtsurlaub sprechen. Wird höchste Zeit, dass wir buchen. Nicht wahr, Wim?“

Wim, Irmas Ehemann, brummte nur: „Hm, ich höre“, und kaute weiter. Florian stimmte der Mutter begeistert zu: „Klar, Mutti, ist höchste Eisenbahn! Wisst ihr noch voriges Jahr die Sache mit dem Hai? Arne laufen noch heute Gänseschauer über den Rücken, wenn ich davon anfangen. Ich möchte gern wieder im Atlantik tauchen. Und so ein Hai, der ist gar nicht gefährlich ...“

„Nein, nein, Flori“, unterbrach Irma ihn, „Das Essen hat mir dort überhaupt nicht geschmeckt. War außerdem viel zu teuer. Wim, sag doch auch mal was!“

Florian wartete die Antwort des Vaters nicht ab und fuhr fort: „Mensch, Paps, wie wäre es mit Texas oder Mexiko? Da wollte ich schon immer mal hin; Arne übrigens auch. Den nehmen wir doch wieder mit, oder? Seine Eltern sind arbeitslos und können sich keinen Urlaub leisten. Muss ich nachher gleich mal zu ihm rüber. Dann freut er sich.“

„Ach ja!“, seufzte Irma und fügte hinzu: „In Mexiko stelle ich mir eine Bootsfahrt über den Golf bei Vollmond besonders romantisch vor. Wenn das Mondlicht wie unzählige Leuchtkäfer über die Wellen tanzt ...“, schwärmte sie und brach abrupt ab.

„Mutti, das wäre super!“

Erwartungsvoll sah Florian seine Mutter an.

„Nach Mexiko, nein, das geht ja nicht“, wehrte Irma plötzlich ab.

„Warum, Mutti? Eben warst du doch noch dafür.“

„Wäre schön, aber in ein Flugzeug bekommt mich niemand weder für Geld noch gute Worte.“

„Fliegen ist echt geil und völlig ungefährlich, Mutti. Bei dem Stand der Technik. Überleg es dir doch noch mal.“

„Nein, Flori, und nochmals nein. Unglücke und Entführungen nehmen zu. Es kommt nur eine Reise mit dem Auto infrage. Außerdem will Papa wieder mit seinem Tachostand vor den Kollegen prahlen. Nun sag doch auch mal was, Wim! ... Wo bleibt überhaupt dein Gehalt? Ist längst überfällig!“

Wim legte sein angebissenes Lebkuchenherz auf den Teller zurück, schaute erst seine Frau und dann seinen Sohn an. Beide spürten sofort die Spannung, die von ihm ausging.

„Urlaub?“, begann Wim, „Ihr denkt immer nur ans Vergnügen. Aber wo das Geld dafür herkommen soll, danach fragt ihr nicht. Unser Urlaub wird nämlich sehr, sehr lange. Deine ganzen Ferien kannst du mit Arne verbringen. Irmchen, auch du kannst den Sonnenuntergang vor unserem Haus jeden Tag bewundern, denn ...“

In diesem Moment begriff Irma, und ihr Gesicht verfärbte sich kalkweiß. Von ihren blutleeren Lippen löste sich der Schrei: „Nein, Wim, nein. Nicht du auch noch!“

Während Florian verständnislos von einem Elternteil zum anderen blickte, erhob sich Wim und schlurfte, wie ein soeben uralt gewordener Mann, zu seiner Aktentasche. Er zog einen Brief hervor, kam zögernd zurück und reichte ihn wortlos Irma. Ihr saßen schon Tränen in den Augen und trübten die Sicht für die Schrift.

„Sag es, Wim, sag es! Ab wann?“

„Seit dem Ersten, Irmchen. Und in meinem Alter ... wer stellt mich da noch ein? Aus mit Urlaub am Meer. Braun könnt ihr hier auch werden und mit dem Kahn auf dem See bei Vollmond Romantik erleben. Nur die einzigartige Atmosphäre südlicher Länder, die kann ich euch nicht mehr bieten. Ab jetzt müssen wir jeden Cent sparen.“

Draußen vor dem Fenster tobte ununterbrochen das Unwetter. Die Menschen dahinter übermannte ein nie zuvor erlebter Trübsinn bis zum Nikolaustag, an dem die Großeltern zu Besuch kamen. Sie spürten sofort die Niedergeschlagenheit der Drei. Die Oma fragte: „Was ist euch denn über die Leber gelaufen? Ihr seid doch sonst nicht solche Trauerklöße.“

„Wim ist nun genauso, wie ich, arbeitslos. Da fällt unser Weihnachtsurlaub aus“, informierte Irma die Schwiegermutter. Der Schwiegervater blickte nicht so betrübt wie seine Frau, sondern schmunzelte und meinte: „Deshalb braucht ihr doch nicht gleich in so einem Katzenjammer zu versinken. Ihr seid gesund. Was wollt ihr mehr?“

„Opi, alle aus meiner Klasse verreisen, und sogar Arne darf zu seiner Omi nach Thüringen. Nur wir hocken hier. Das kann ich doch nach den Ferien niemandem erzählen“, beklagte Florian sich.

„Das muss ja nicht sein“, erwiderte der Opa, zog aus seiner Jackentasche einen zusammengefalteten Zettel und reichte ihn Florian.

„Ließ vor!“

Florian glättete den Zettel und las: „Hiermit bestätigen wir die Buchung unseres Ferienhauses für fünf Personen vom 22.12. – 27. 12. 2002 in Mittenwald, Am Kreuth 10.“

Überrascht starrten alle den Opa an. Irma fasste sich zuerst und fragte: „Woher hast du gewusst, dass wir uns in diesem Jahr keinen Urlaub leisten können?“

„Na ja, Wim traute sich nicht, es dir zu sagen. Nur mir. Da wollte ich euch eine Freude machen. Wir werden mitkommen, denn das Haus ist groß genug für uns alle.“

Florians Augen glänzten, Irma rollten Tränen über die Wangen, und Oma umarmte ihren Mann.

„Warum hast du mir denn nichts gesagt?“, tadelte sie ihn anschließend trotz aller Freude.

„Wim wollte das nicht. Es war ein Gespräch unter Männern, aber ewig konnte er es sowieso nicht geheim halten. Das war mir schon klar. Deswegen handelte ich eben. Umso größer ist die Überraschung.“

Wim dankte seinem Vater und sagte: „So war das aber nicht gemeint, Vater.“

„Weiß ich, mein Junge, weiß ich. Aber auch wir wünschen uns, mal ein Weihnachtsfest mit euch in den Bergen zu erleben. So ganz uneigennützig ist unser Geschenk also auch wieder nicht.“

Am 22. Dezember fuhren sie mit dem neuen Opel der Großeltern nach Mittenwald. Als sie Garmisch-Partenkirchen verließen, faszinierte sie das Panorama der schneebedeckten Berge des Wettersteingebirges.

Vom Fenster des Ferienhauses blickten sie direkt auf die Alpen. Als abends die Sonne ihre letzten Strahlen über die Berggipfel sandte, stand Irma hingerissen von dem Naturschauspiel auf dem Balkon bis Dunkelheit sie umgab. Am nächsten Morgen beim Frühstück verkündete die Oma: „Zunächst schauen wir uns das Städtchen an, und am Nachmittag besuchen wir den Christkindlmarkt.“

„Was ist das denn, ein Christkindlmarkt?“, wollte Florian wissen.

„So wird hier in der Gegend der Weihnachtsmarkt genannt“, erklärte ihm der Opa. Florian strahlte in Erwartung, aber er musste sich noch gedulden. Zunächst schlenderten sie durch Mittenwald. Überall standen in den Gärten mit roten Kugeln und Lichterketten geschmückte Tannen. An den „Südtiroler Stubn“ wären sie genauso achtlos wie am „Beim Gschdoaga“ vorbeigegangen, wenn der Opa nicht gerufen hätte: „Seid ihr blind? Nur immer Sinn für Geschäfte mit Klamotten und all dem ganzen anderen Klimbim. Schaut mal, die herrliche Lüftmalerei an dem Gebäude neben euch!“

Abrupt blieben alle stehen und wandten ihre Blicke der Sehenswürdigkeit zu. Florian wollte vom Opa wissen: „Was ist das für eine Malerei?“

„Eine Handwerkskunst, die hauptsächlich in Bayern anzutreffen ist. Dabei werden Figuren, gemalte Landschaften und andere Motive in der Freskotechnik ausgeführt. Oft sind es religiöse Motive. Wie etwa der Heilige Florian, der das Haus vor Feuer schützen soll“, gab der Opa von seinem Wissen über diese Art der Malerei an den Gebäuden preis. Von jetzt lief niemand mehr achtlos an den bemalten Hauswänden oder Giebeln vorbei. Florian nahm sich sogar vor, später auch einmal so malen zu können.

Nur Irma und die Schwiegermutter bedachten die Malerei mit einem kurzen Blick. Sie lockten mehr die Angebote in den Schaufenstern. Krippen, große und kleine, Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm und Jesus am Kreuz in verschiedensten Größen erblickten sie in fast allen Kunstgewerbsgeschäften. Oma konnte nicht widerstehen und kaufte eine geschnitzte Jesusfigur. Opa drängte: „Genug, meine Damen! Jetzt geht’s ins Geigenbaumuseum. Darauf habe ich mich besonders gefreut.“ Florian wollte wissen, was es dort denn so Einzigartiges gäbe.

„Stell dir vor, sogar Mozart spielte auf einer Geige aus Mittenwald! Die erste Geigenmacherwerkstatt gründete die Familie Klotz um 1685. Es werden nicht nur geläufige Geigen hergestellt, sondern auch andere Musikinstrumente wie Violoncelli und Kontrabässe. Sie klingen erstklassig und sind von Musikern in der ganzen Welt begehrt“, begründete Opa seinen Wunsch. Später staunte Florian über die Vielfalt der Musikinstrumente. Seinen Vater interessierte mehr der Bau einer Geige. Von dem Museumsführer erhielten sie auf alle Fragen eine Antwort.

Zum Mittagessen trieb sie der Hunger ins „Post Hotel Mittenwald“. Nach einer ausgiebigen Stärkung mit landestypischem Essen wollten sie den Christkindlmarkt besuchen. Zu Florians Verdruss hatte er jedoch bereits ab 18. Dezember geschlossen. Als Entschädigung ließ Oma für ihn Schlittschuhe und spendierte ihm in der Eis-Arena Mittenwald zwei Stunden Schlittschuhlaufen. Da er zum ersten Mal auf Schlittschuhen stand, stürzte er öfter hin und wurde hin und wieder von anderen Kindern ausgelacht. Bereits nach einer Stunde Übung gelangen ihm gerade Strecken ohne hinzufallen. Während er weiter übte, labten sich Oma und Irma an der Bar mit Glühwein. Opa und Wim schwitzten in der Sauna. Als es ihnen nach zwanzig

Minuten zu heiß wurde, verließen sie das Dampfbad und erfrischten sich am Ausschank mit einem kühlen „Original Bayerischen Bier Weihenstephan“.

Für Florian lagen an seinem Platz Maronen und Printen, O-Saft und ein Eisbecher mit Vanilleeis und Sahne bereit. Aber das Schlittschuhlaufen bereitete ihm so ein Vergnügen, sodass Irma das Eis aß, weil es sonst geschmolzen wäre. Nach zwei Stunden gesellte sich Florian mit hochroten Wangen und zahlreichen blauen Flecken freudestrahlend zu ihnen.

Nach dem Abendessen gingen sie zur Bowlingbahn. Der Vater erzielte zunächst die meisten Treffer, aber Florian ließ sich nicht entmutigen. Immer wieder griff er sich die Bowlingkugel, nahm Schwung und warf sie auf die Bahn. Nach einiger Zeit gelangen ihm sogar mehr Treffer, als alle zusammen errungen hatten.

Am Morgen des Heiligen Abends saßen sie warm eingepackt auf dem Pferdeschlitten, der von zwei Pferden durch die Winterlandschaft gezogen wurde. Alle begeisterte der Fernblick auf die in der Sonne glitzernden schneebedeckten Gipfel der Alpen. Zu Mittag aßen sie wieder im „Post Hotel Mittenwald“, denn Opa hatte dort vorsorglich aus Berlin einen Tisch reserviert. Das Menü, bestehend aus Frischkäseterrine im Räucherlachsmantel mit marinierten Scampi als Vorsuppe, dem Hauptgang mit Kalbsfilet im Ciabattamantel, Marsalasoße, Oliven-Spinat-Quiche und Polentaplätzchen mundeten zwar allen vorzüglich, aber die traditionelle Weihnachtsgans mit Klößen vermissten sie. Vom Dessert bestellte der Opa für Florian noch eine Portion, weil es ihm so gut schmeckte.

Danach wanderten sie auf den vom Schnee befreiten Wanderwegen durch den tief verschneiten Wald der Umgebung. Am späten Nachmittag kehrten sie zur Bescherung ins Ferienhaus zurück. Irma stellte jedoch fest, die Tasche mit den Geschenken vergessen zu haben. Als sie das offenbarte, senkte Florian den Kopf und seine Schultern zuckten unter Schluchzern. Aber Oma hatte vorgesorgt. Sie hielt ihm ein längliches Päckchen unters Gesicht.

„Vielleicht kann dich das trösten?“

Florian lächelte sie an, wickelte ein Handy aus und rief freudig: „Danke, Omi. Damit kann ich ja sogar fotografieren!“

Opa versprach dem Enkel, dass er sich nach den Feiertagen in Mittenwald ein Geschenk kaufen dürfe.

Zum Leidwesen der Eltern bestand Oma auf einen Gottesdienst in die Pfarrkirche „St. Peter und Paul“. Der Kirchturm, dessen wunderschöne Lüftmalerei von einem Scheinwerfer angestrahlt wurde, überragte den Ort. Florian, der noch nie eine Kirche von innen gesehen hatte, blendete die Pracht. Besonders das herrliche Deckenreko, das gotische Kruzifix und die geschnitzte Madonna beeindruckten ihn. Das Orgelspiel langweilte ihn; von der Predigt des Pastors verstand er nicht viel, aber die Großeltern erfüllte sie mit tiefer Demut zu Gott. Abends fielen alle erschöpft von den Eindrücken des Tages ins Bett.

Am ersten Feiertag fuhren sie mit der Zahnradbahn vom Bahnhof in Garmisch-Partenkirchen zum Gletscherbahnhof „Zugspitzplatt“. Unterwegs ängstigten sich Mutter und Oma, besonders als die Bahn in den Berg einfuhr. Die Fahrt erschien ihnen vor Unbehagen endlos. Mehrmals fragten sie Opa, wann der Zug endlich am Ziel ankäme. Opa gab jedes Mal die ausweichende Auskunft: „Keine Sorge. Wir sind bald da.“

Auf dem Gipfel entschädigte der Ausblick. Opa ersetzte den Fremdenführer und erläuterte ihren Standort: „Wir stehen jetzt auf dem höchsten Berg Deutschlands im Wettersteingebirge. Südwestlich seht ihr Garmisch-Partenkirchen; im Westen verläuft die Grenze zwischen Deutschland und Österreich. Südlich von uns befinden sich das Zugspitzplatt und an den Flanken sind drei Gletscher. Davon sind die beiden größten der nördliche Schneeferner und der Höllentalferner.“

Während Eltern und Großeltern in die Gaststätte einkehren, fotografierte Florian mit seinem Handy den beeindruckenden Blick über die Berggipfel ringsherum. Wim freute sich, weil es in der Gaststätte ein für seinen Geschmack gutes Essen angeboten wurde. Er vertilgte vier

Weißwürste mit süßem Senf, dazu zwei Baguettes und trank, wie Opa, Salvatore Starkbier. Oma und Irma bevorzugten eine traditionelle Speisenfolge.

Als es Florian draußen zu kalt wurde, setzte er sich mit an den Tisch und bestellte Krautwickel mit Knödel und eine Limo.

Oma und Irma drängten auf die Rückfahrt, denn in dieser Höhe fühlten sie sich nicht wohl. Sie atmeten erst auf, als sie wohlbehalten unten im Tal aus der Bahn stiegen.

Den zweiten Feiertag verbrachten sie im Erlebnisbad Mittenwald. Während die Erwachsenen sich in der Gaststätte am Glühwein labten, tummelte sich Florian im warmen Wasser. Da ihn jedoch die Bowlingbahn magisch anzog, verbrachten sie den Nachmittag dort. Am nächsten Tag kaufte Opa ihm als Entschädigung für die ausgefallene Bescherung die gewünschten Kunstlauf-Schlittschuhe. Danach ging es wieder in die Eis-Arena, denn Florian wollte unbedingt die neuen Schlittschuhe einweihen.

Am Nachmittag wanderten sie noch einmal durch die zauberhafte Bergwelt, und am Abend zog es sie erneut ins „Post Hotel Mittenwald“, wo sie reichlich einer Feuerzangenbowle zusprachen. Florian vertilgte neben einer Pfannkuchensuppe zwei Eisbecher mit Schokoladensplitter und Sahne.

Viel zu schnell endete für alle der Weihnachtsurlaub. Einstimmig beschlossen sie, das nächste Weihnachtsfest wieder in den Bergen zu erleben.

In Berlin prahlte Florian: „Dieser Urlaub war viel toller als der am Atlantik. Arne und die andern werden staunen, was ich alles erlebt habe. Und Schlittschuhlaufen will ich richtig lernen, damit ich nächstes Jahr den Bayern mal so richtig zeigen kann, das ein Berliner viel fecher Pirouetten dreht und sogar den Toeloop kann.“

## Als Weihnachten zweimal im Jahr war ...

*Für Lisa waren die Nachmittagsstunden am Tag vor Heiligabend etwas Besonderes. Die Festtagsbraten lagerten zubereitet mit allerlei anderen Delikatessen in der Tiefkühltruhe. Adrian hatte den Weihnachtsbaum am Morgen geschmückt und sich jetzt zurückgezogen, damit Lisa in aller Ruhe die Geschenke eintüten und die bunten Teller mit köstlichen Leckerbissen belegen konnte. Auf einer Tishälfte stapelten sich Teller und Tüten mit aufgedruckten weihnachtlichen Motiven. Auf der anderen Seite hatte Lisa die Geschenke hingelegt.*

*Karsten, ihren Sohn, beschenkten sie mit einer goldenen Funkarmbanduhr. Für Tanja, die Schwiegertochter, legte Lisa Ohrringe in Tropfenform mit Rubinen in der Mitte, dazu die passende Halskette und das Armband in die Weihnachtstüte. Lisa hatte sich für Adrian als Überraschung eine Angelausrüstung für die Hochseefischerei und die passende Reise dazu ausgedacht. Auch für die Gäste und deren Kindern lagen kleine Präsente bereit. Liebevoll betrachtete Lisa die Gaben. Besonders die für ihre Enkelin Lara, der Tochter von Karsten und Tanja.*

*Ob sie für alle das Richtige getroffen hatte?*

*Lisa wünschte sich sehr, dass alle ein frohes Weihnachtsfest in ihrem Elternhaus erleben werden. Sie wohnte noch immer in diesem einst so verhassten Haus, das jedoch mit seiner neuen Fassade in nichts mehr an das damalige erinnerte.*

*Das erste Weihnachtsfest in diesem Haus am Rande von Berlin hatte Lisa nie vergessen, denn es war überschattet von den Nachkriegsjahren und ihrem Heimweh nach den Großeltern gewesen.*

Als ich Mutti fragte: „Wann fahren wir wieder nach Hause?“, drückte sie mich an sich und antwortete mit tränendurchränkter Stimme: „Wir sind jetzt hier zu Hause.“

„Hier ist es aber nicht schön. Ich will wieder zu Omi und Opi.“

„Aber, Schätzchen, der Garten ist hier viel größer als Omis Hof, und statt des Betonfußbodens haben wir grünen Rasen. Warum spielst du nicht mal im Buddelkasten, baust Burgen oder nimmst die Förmchen und backst Sandkuchen?“

„Omis Hof mit den Kaninchen ist aber viel schöner“, behauptete ich und fügte hinzu, „Und Katerchen braucht mich. Sonst muss er immer auf dem Heuboden schlafen.“

„Hier hast du aber ein eigenes Zimmer.“

„Da graule ich mich so doll. Ich will wieder nach Hause“, bekräftigte ich erneut meinen dringenden Wunsch und weinte, weil sie so unnachgiebig war. Sie legte mir ihre Hände auf die Schultern.

„Nun hör mir mal gut zu. Wir müssen dankbar und glücklich sein, dass dein Vater aus diesem entsetzlichen Krieg zurückgekehrt ist und auch einigermaßen gesund aus der Gefangenschaft.“

Ich war darüber weder glücklich noch dankbar. Für mich war er ein Eindringling, ein Fremder, einfach ein Störenfried.

Eines Tages hatte es an die Tür geklopft, und ein Unbekannter trat ein. Ich war vier Jahre alt und saß gerade Zuhause am Tisch bei meinen Großeltern und sollte Mittag zu essen. Eigentlich aß ich allein, aber Spinat mochte ich überhaupt nicht. Da Mutti der Meinung war, den müsse ich unbedingt essen, weil er so gesund sei, fütterte sie mich an diesem Tag. Bei jedem Löffel redete sie mir gut zu, sodass ich meine Abneigung überwand und ihr zuliebe das so Gesunde hinunterwürgte.

Als der Fremdling im Türrahmen stand, ließ Mutti augenblicklich von ihrem Vorhaben ab. Bevor sie aufstand, um ihn zu umarmen, hatte sie ihn sekundenlang angestarrt. Nach der Begrüßung erklärte sie mir lächelnd: „Schau mal, Schätzchen, das ist dein Vater“, und schob ihn zu mir hin. Er nickte und setzte sich auf das Sofa. Mutti wollte mich weiter füttern, aber ich kniff die Lippen aufeinander, sodass sie den Löffel nicht hinein bekam. Die grauen Augen des Vaters beobachteten ihr vergebliches Mühen. Nach einigen Minuten befahl er ihr: „Geh mal raus!“

Als ich mit ihm allein war, setzte er sich auf den Stuhl, auf dem vorher Mutti neben mir gesessen hatte, drückte den Löffel voll mit Spinat gegen meine Lippen, sodass ich vor Schmerz aufschrie. Sofort füllte er das grüne Zeug in meinen weit aufgerissenen Mund. Statt zu schlucken, pustete ich ihm alles ins Gesicht. Daraufhin klatschte eine Backpfeife erst auf meine linke Wange, dann auf meine rechte. Ich schrie, als säße der Leibhaftige vor mir. Im Nu eilte Mutti mit den Großeltern herbei. Der Vater schimpfte so etwas wie „verzogene Göre, der werde ich schon noch die Flötentöne beibringen“ vor sich hin, während er sich unter fließendem Wasser säuberte.

Zwei Tage später nahm er uns mit nach Berlin in dieses fremde Haus zu seiner Mutter, die mir als meine Oma vorgestellt wurde. Sie taxierte mich mit einem Blick, als prüfe sie eine Ware und funkelte mich mit ihren Augen feindselig an.

Der Sommer, der nun folgte, war geprägt von Strenge und Tränen. Mutti spielte nicht mehr mit mir, las mir keine Märchen mehr vor, ging mit mir nicht zu ihren Freundinnen. Sie hatte keine mehr, genauso wie ich. Niemand sprach mit mir. Da begann ich, mir selbst im Stillen Geschichten zu erzählen. Anfangs drehten sie sich um ein Leben bei meinen Großeltern, wo ich keine Brennnesseln statt Gemüse, keine Kohlrüben statt Kartoffeln essen musste und nie geschlagen worden war. Später erfand ich eigene Märchen. Meistens war ich dermaßen von meinen Fantasien gefesselt, dass ich allzu oft vergaß, die Berliner Oma jeden Morgen mit einem Knicks und einem „Guten Tag“ zu begrüßen, wie der Vater es mir befohlen hatte. Sie beklagte sich häufig bei ihm, dass ich verstockt und maulfaul sei. Das müsse er mir austreiben. Nie umarme oder küsse ich sie, wie das eine Oma von ihrer Enkelin erwarten könne. Das müsse er mir einbläuen.

Nach so einer Beschwerde zitierte mich der Vater in ihrer Gegenwart zu sich und fragte, warum ich zu der Oma so abweisend sei. Ich schwieg, denn das, was sie von mir erwartete, konnte ich nicht, nicht mit ihr. Ich traute dem Vater nicht zu sagen, dass die Oma Mutti klein-kariertes Denken vorwarf, und sie ein Landei nannte, das unfähig war, einen Stammhalter zur Welt zu bringen, und mich als missratene Brut bezeichnete, wenn er nicht da war. Sie gab sich nur freundlich, wenn sie ihn in der Nähe wusste. Da ich stumm blieb, stichelte die Oma: „Siehst du, das bockige Ding antwortet nicht mal!“

Daraufhin befahl mir der Vater: „Ab in den Keller! Dort kannst du über dein Verhalten nachdenken.“

Empört wegen seiner Ungerechtigkeit rannte ich in den Keller und setzte mich auf die oberste Stufe der Treppe, weil die Tür nicht richtig schloss und durch den Spalt etwas Licht reinfiel.

Der Lichtschalter für den Keller befand sich im Treppenhaus.

Statt über mein Verhalten der Berliner Oma gegenüber nachzudenken, malte ich mir aus, wie schön es sein könnte, wenn ich ein Vogel wäre. Ich flöge sofort nach Hause. Aber auf dieser Kellertreppe aus Stein kam ich mir eher wie ein Vogel vor, der aus dem Nest gestoßen worden war, ohne dass er fliegen konnte.

Warum hatten meine Großeltern das zugelassen? Warum sang und lachte Mutti nicht mehr wie Zuhause?

*Unwillkürlich übermannte Lisa ihr Leid von damals, und sie weinte leise vor sich hin, denn die Großeltern und Mutti gab es schon lange nicht mehr, und die Erinnerung tat weh.*

*Wie hätten sie sich über Karstens Familie gefreut, und wie erst über das Urenkelchen! Vielleicht hätte Mutti ihre Traurigkeit für immer verloren. Lisa dachte daran, wie es war, als zum ersten Mal Muttis Lachen diesem Haus etwas von der Kälte nahm.*

Muttis Traurigkeit ließ nach, als die Bäume ihre Blätter verloren hatten und der Schnee bis über die Knöchel reichte. Waren im Keller die Eier in Steinguttöpfen mit Salzlake eingelegt, Kohlen und Boskop, die Winteräpfel, für die kalte Jahreszeit eingelagert, huschte hin und wieder ein Lächeln über ihr Gesicht. Es war gerade so, als gäben ihr die Vorräte Trost und neuen Lebensmut. Auf mich übertrug sich das jedoch nicht. An den ohnehin schon knappen Rationen von Butter, Mehl und Zucker wurde noch mehr gespart, und das Essen war ebenfalls karger als sonst.

Im Winter gab es täglich nach dem Abendbrot für jeden einen Apfel, den ich nicht mochte, weil er so sauer war. Mutti belehrte mich: „Du musst den Apfel essen. Er enthält Vitamine, die du brauchst, um groß und stark zu werden.“

„Wenn ich groß und stark bin, kann ich dann zu Omi und Opi?“

„Ja, das kannst du.“

An den folgenden Tagen schlich ich in den Keller und stopfte gleich mehrere von den sauren Äpfeln in mich hinein, denn ich wollte schnell groß und stark werden. Bereits nach kurzer Zeit erwischte Mutti mich und schimpfte: „Das geht nicht. Jeder darf am Tag nur einen essen. Sonst reichen sie nicht den ganzen Winter.“

Ich fragte mich: *Wie soll ich von nur einem schnell groß und stark werden? Etwa von den Brennmesseln oder der wässrigen Rübensuppe mit der Kresse?*

Das glaubte ich nicht und weigerte mich, von dem sauren Obst auch nur einen Bissen zu essen. Deswegen musste ich wiederholt statt zu spielen in der Ecke stehen oder eine Stunde still auf einem Stuhl sitzen. Trotzdem habe ich nie wieder auch nur einen von diesen Winteräpfeln gegessen.



Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.

Einige unserer Bücher wurden vertont.  
Die Hörbücher finden Sie unter  
[www.talkingbooks.de](http://www.talkingbooks.de)



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)